



Bär, Marcus (2009). Förderung von Mehrsprachigkeit und Lernkompetenz, Fallstudien zu Interkomprehensionsunterricht mit Schülern der Klassen 8 bis 10, Giessener Beiträge zur Fremdsprachendidaktik. Tübingen: Narr.



Doyé, Peter & Meissner, Franz-Joseph (Hrsg.) (2010). Lernerautonomie durch Interkomprehension – Projekte und Perspektiven Promoting Learner Autonomy Through Intercomprehension – Projects and Perspectives L'autonomisation de l'apprenant par l'intercompréhension – Projets et perspectives Giessener Beiträge zur Fremdsprachendidaktik. Tübingen: Narr.

Mit der Renaissance kognitiv orientierter Methoden im Fremdsprachenunterricht sind auch allgemeinere Ziele wie Sprachenbewusstheit (language awareness), Sprachlernbewusstsein oder Lernerautonomie wieder stärker ins Blickfeld des pädagogischen Interesses gerückt, nicht zuletzt aufgrund der Neuordnung der europäischen Sprachenpolitik, wie sie im Gesamteuropäi-

schen Referenzrahmen zum Ausdruck kommt. Aus diesen Ansätzen speist sich auch die Interkomprehensionsdidaktik (IKD), die wiederum auf Konzepte wie den Projektunterricht oder das Content and Language Integrated Learning (CLIL) zurückgreifen kann. Mit ihrer mehrsprachigen Fundierung, die den Akzent auf den Erwerb rezeptiver Kompetenzen legt, hat sich diese Didaktik in den letzten fünfzehn Jahren – besonders in den romanophonen Ländern – stetig weiterentwickelt. Dabei konnte sie nicht nur die generelle Wirksamkeit der Methode nachweisen, sondern hat in der Folge auch ihre konkreten Anwendungsbereiche und -bedingungen genauer untersucht. Das geschah zunächst vorwiegend innerhalb der Erwachsenenbildung an Universitäten und Volkshochschulen oder in Kursen der beruflichen Weiterbildung, seltener im regulären Schulbetrieb. Alle Studien konnten die Hypothese bestätigen, dass Interkomprehensionstraining die Lesekompetenz durch adäquate Erschließungstechniken deutlich steigert. Jedoch fehlten bislang weiterreichende Beobachtungen zum Verhalten von Schülern verschiedener Altersstufen angesichts sprachübergreifender Aufgaben. Diese Lücke versucht Marcus Bär, der sich – sensibilisiert durch seine eigene Sprachbiografie – seit vielen Jahren mit dem Thema beschäftigt, durch mehrere Fallstudien mit Lernern der Klassen 8 bis 10 allmählich zu schliessen. Seine Dissertation aus dem Jahr 2009, in der er die Ergebnisse präsentiert, ist jetzt unter dem Titel «Förderung von Mehrsprachigkeit und Lernkompetenz» in der Reihe der Giessener Beiträge zur Fremdsprachendidaktik erschienen.

«Babylonia» hat die Diskussion (Stichwort: Integrierte Didaktik) seit ihren Anfängen verfolgt und der Thematik seit 1995 mehrere Nummern gewidmet. Zuletzt haben wir im Heft zum Leseverstehen (3-4/2006) sowohl die theoretischen Grundlagen als auch einige Reali-

sierungsversuche ausführlich vorgestellt, so dass wir hier nicht noch einmal gesondert darauf eingehen, zumal – wie oben erwähnt – an den prinzipiellen Vorteilen der Methode inzwischen nicht mehr gezweifelt wird. Das Interesse kann sich deshalb heute auf Einzelprobleme richten, u.a. auf Wege zur Integration der Interkomprehension (IK) in den regulären schulischen Sprachunterricht. Bär geht nun gezielt der Frage nach, inwieweit Schüler verschiedener Altersstufen ihr Vorwissen (sprachlich: deklarative und prozedurale Kenntnisse sowie vorausliegende Lernerfahrungen, aber auch enzyklopädisch: Weltwissen) bei der Entschlüsselung spanischer bzw. italienischer Lesetexte auf- und ausbauen können. Das gewählte Forschungsdesign illustriert zunächst einmal, wie Interkomprehension bekannte pädagogische Ansätze und Hilfsmittel bündelt und so aufeinander bezieht, dass sie im Rahmen des «normalen» Fremdsprachenunterrichts eher ungewohnt und innovativ erscheinen. Ein Beispiel: Dass ein Gespräch darüber, warum man eine bestimmte Sprache lernt und welche Strategien beim Erwerb einer anderen Sprache nützlich waren, zu einem besseren Sprachen- und Sprachlernbewusstsein beiträgt und damit letztlich auch die Motivation steigert, ist ja eigentlich nichts Neues. Die Interkomprehensionsdidaktik (IKD) jedoch kombiniert solche Erfahrungen mit Wandruszkas These der prinzipiell anzunehmenden Mehrsprachigkeit des Menschen und argumentiert, dass dieses Potential im schulischen Stundenplan mit seiner klaren Einteilung in einzelne Fächer bisher kaum ausgeschöpft wurde. Das liegt neben der schulischen Organisation vor allem an der fachlichen Ausbildung der Lehrer, die solche Abgrenzungen noch fördert. Indessen bezeugten die Lehrer bei Bärs Fallstudien ein ausgesprochenes Interesse an den vorgeschlagenen Modulen, konnten aber andererseits die Experimente meistens nur in besonderen kurzen – wenn auch intensiven – Projektphasen ausserhalb des regulären Fremdsprachenunterrichts einplanen. Dabei überliessen sie dem Autor offensichtlich nur zu gern ihre Schüler, so

dass Bär in fast allen Gruppen zugleich als Forscher und Lehrer tätig werden musste. Aus dieser Situation mag auch Bärs eher vorsichtige Interpretation der Ergebnisse zu erklären sein, die er durch vielfältige Rückmeldungen von Schülern, Lehrern und weiteren Beobachtern ergänzt.

Wie nicht anders zu erwarten, waren die Reaktionen der Schüler auf die interkomprehensiven Arbeitsmittel und -schritte recht unterschiedlich und vor allem von altersbedingten Variationen geprägt. So wurden die Instrumente zur Bewusstmachung wie Hypothesengrammatik, mehrsprachiges Wörterbuch (basierend auf allen in einer Gruppe vertretenen Sprachen), Fragebogen, Lerntagebücher und andere Formen der Selbstreflexion von älteren Schülern sehr viel leichter akzeptiert. Und es erstaunt auch nicht, dass die Nutzung von Französisch zum Erlernen von Spanisch oder Italienisch bei einem höheren Kenntnisstand dieser Brückensprache erfolgreicher ist; das bestätigt die globale Aussage, dass die am besten beherrschte Brückensprache auch die nützlichste sei. Weiterhin konnte Bär beobachten, dass jüngere Schüler bei der Verwendung effizienter Lesetechniken zurückliegen und deshalb auch bei der Dekodierung eines fremdsprachlichen Textes seltener über die Wortebene hinausschauen. Dabei engt auch ihr geringeres Welt- und Erfahrungswissen die Fähigkeit ein, Unbekanntes aus dem Zusammenhang zu erschliessen. Das gilt sogar für Internationalisten, auf die das fremdsprachliche Lesetraining ja gerade im Anfängerunterricht seit langem vertraut. Obwohl Bär keineswegs dafür plädiert, auf solche Verständnishilfen zu verzichten, muss man sich darüber klar sein, dass die Kenntnis eines internationalen Vokabulars mit dem enzyklopädischen Wissen anwächst und dass weniger erfahrene oder aus anderen Kulturkreisen stammende Lerner nicht so leicht darauf zurückgreifen können.

Es ist evident, dass ein erfolgreicher Interkomprehensionsunterricht versuchen muss, alle Hebel zur Aktivierung vorhandener Vorwissensbestände zu bedienen und letztere durch Reflexion und Vergleichen in der Lerngruppe allmählich immer besser verfügbar zu machen. Und hier gilt es wiederum, die Lehrer mit ins Boot zu nehmen und sie anzuregen, mit ihren Schülern lernerleichternde Strategien auch wirklich zu besprechen und durch häufiges Üben zu automatisieren. Dieser Rat scheint bei den Beobachtern von Bärs Experimenten auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein, obwohl sie sich vorher kaum mit Fragen der Mehrsprachigkeit befasst hatten. Aber ausserhalb seiner Fallstudien stiess Bär immer wieder auf Bedenken, die man schon in anderem Kontext gehört hat, z.B. die Befürchtung, die Schüler würden überlastet, oder die Angst der Lehrer, für Sprachvergleiche nicht kompetent genug zu sein. Es ist nur logisch, wenn der Autor dafür plädiert, entsprechende Module in die Lehrerbildung aufzunehmen.

Bärs Untersuchungen bestätigen seine Ausgangshypothese, dass sprachübergreifendes Lernen auch für die Altersgruppen in der beschriebenen Konstellation insgesamt zu besserem Textverständnis und zu einer höheren Motivation für das Sprachenlernen führt. Er nennt aber auch die Bereiche, die vor allem bei jüngeren Schülern einer stärkeren Stimulation bedürfen, wie den Mut zu selbständigem Arbeiten, gefördert durch Portfolio, Lerntagebücher und selbstreflektierende Massnahmen. Vorsichtig bleibt Bär im Hinblick auf eine Verallgemeinerung der Resultate, zumal diese direkt nach einzelnen Unterrichtsphasen erhoben wurden und nicht auf ihre längerfristige Wirkung hin gemessen werden konnten. Der Autor erhofft sich deshalb weitere empirische Untersuchungen, besonders zur Motivationsforschung (siehe seinen Beitrag im unten besprochenen Sammelband zur IK), sowie die Weiterentwicklung adäquater Aufgabenformate, um so den Weg für einen offeneren und breiter an-

gelegten Fremdsprachenunterricht in der Schule zu ebnen. Dafür sieht Bär mehrere Optionen, die sich behutsam mit der traditionellen Lehrwerksarbeit verbinden liessen, wie das in seiner Dissertation getestete «Vorschaltmodul» zu Beginn des Erwerbs einer neuen Zielsprache oder – am anderen Ende der Skala – ein «Vertiefungsmodul» für Lesekurse in der Oberstufe und schliesslich ein «Lernkompetenzmodul» zur Förderung von Sprachlernbewusstsein (language learning awareness). Für experimentierfreudige Lehrer gibt es also schon jetzt genügend Möglichkeiten, um sprachenübergreifenden Unterricht in Anpassung an die jeweilige Lerngruppe zu praktizieren.

Wie sieht es nun andernorts mit interkomprehensivem Lernen aus? Dazu wurden inzwischen in derselben Reihe der Giessener Beiträge zur Fremdsprachendidaktik Berichte aus acht europäischen Ländern veröffentlicht, die sowohl wissenschaftlichen als auch unterrichtspraktischen Fragen in den romanophonen Ländern gewidmet sind. Dabei werden die Leser selbst gleich einer mehrfachen interkomprehensiven Praxis unterworfen, denn alle Texte sind in der Originalsprache verblieben und nur mit einer anderssprachigen Zusammenfassung versehen worden. Die Artikel fusen wiederum auf dem Konsens, dass die theoretischen Grundlagen der IK genügend konsolidiert sind, so dass man das Konzept jetzt in Richtung auf den Erwerb interkultureller Kompetenz vertiefen kann. Auf der anderen Seite will man aber auch den methodischen Bereich öffnen und die rezeptive Erschliessung von Texten durch produktive Aktivitäten noch stärker stützen. So plädiert Michael Byram im konzeptuellen Teil des Bandes dafür, das rein sprachliche IK-Training durch eine Reflexion über die Werte und Überzeugungen zu ergänzen, die mittels der verglichenen sprachlichen Ausdrücke vehikuliert werden (S.

43 ff.). Gern folgt man der Argumentation des Autors, wird sich aber gleichzeitig auch bewusst, wie schwierig sich das Aushandeln zwischen der Bewahrung der eigenen und der Akzeptanz fremder Wertvorstellungen in gemischten Lerngruppen gestalten kann. Gerade deshalb hätte man gern gewusst, wie Byram in der Praxis mit diesem Problem umgehen will.

Demgegenüber kommen die Beiträge im zweiten Teil des Bandes dem Wunsch nach praktischen Beispielen in vielfältiger Weise nach, auch wenn hier die Übertragbarkeit auf andere Situationen und Kontexte zunächst nicht immer unmittelbar durchscheint. Das ist z.B. der Fall bei der Erfahrungsskizze über die Nutzung der IK in der Dolmetscherausbildung, der man jedoch einige interessante allgemein gültige Ideen entnehmen kann (Lew N. Zybatow, S. 74 ff.). Dazu gehört der Versuch, eine «statistische Lernaltersprache» zu berechnen, die aus der Addition der muttersprachlichen Kompetenz und der Kenntnisse und Kompetenzen anderer bereits erlernter Fremdsprachen besteht. Je höher dieser Sprachstand ist, desto erfolgreicher können interkomprehensiver Strategien ausgeschöpft werden. In der Übersetzerausbildung an mehreren Instituten in Deutschland und Österreich hat man daraus die Konsequenz gezogen, sprachübergreifende Programme in den späteren Teil des Studiums zu verlegen, weil die Studenten diese dann effektiver einsetzen können. Eine solche Entscheidung passt ziemlich genau zu Bärts Befunden, dass jüngere Schüler mit der Entschlüsselung von Texten via IK greifbar mehr Mühe hatten als ihre älteren Kameraden. Und auch der Bericht über ein Mehrsprachentraining für Angestellte des Frankfurter Flughafens (Christina Reissner, S. 97 ff.) weist in dieselbe Richtung, wenn eine sog. «Schwellenkompetenz» sprachlicher Fertigkeiten vorausgesetzt wird, um sowohl früher

erworbene Sprachkenntnisse erfolgreich zu re-aktivieren als auch neue zu erwerben. Dem steht allerdings ein Schulversuch auf der Sekundarstufe I entgegen, in dem Ursula Behr feststellen konnte, wie Schülern im Anfangsunterricht der zweiten Fremdsprache sehr wohl zu sprachübergreifendem Arbeiten fähig sind, wenn sie durch ein passendes Instrumentarium von Übungen unterstützt werden (S. 147 ff.). Daraus entwickelt die Autorin eine Übungstypologie, die besonders induktiv-vergleichende Tätigkeiten der Lerner umfasst, wie sie auch in vielen Lehrwerken für den Erwerb einer einzigen Fremdsprache vorgeschlagen werden, z.B. das Ordnen, Vergleichen und Systematisieren der beobachteten sprachlichen Daten. Behr erinnert daran, dass solche Aktivitäten gerade beim Umgang mit schriftlichen Texten zu einer grösseren Sprachaufmerksamkeit führen, da die Verweildauer hier von jedem selbst bestimmt wird und also der Autonomisierung dient.

Es mag die Verfechter interkomprehensiver Sprachprogramme trösten, dass vorläufig noch keine einfache Antwort auf die Frage nach dem idealen Alter und Vorkenntnisstand möglich ist. Wie sehr es jedoch auf angemessene Übungsformate ankommt, hebt wiederum Peter Doyé hervor, wenn er ein internationales Lingua-Projekt aus dem Jahr 2007 kommentiert, welches einen Beitrag sowohl für grundsätzliche konzeptionelle als auch für didaktische Fragen leisten sollte. Das demonstriert er an einem beispielhaften Programm zum Thema «Wetterberichte», das sich in der Tat auszeichnet für eine mehrsprachige Behandlung eignet, indem es auf verschiedene Arten von Vorwissen (u.a. geografisch, kulturell, grafisch, lexikalisch) zurückgreift, visuelle und akustische Elemente kombiniert und zudem noch fast automatisch interkulturelle Vergleiche anregt. (S. 128 ff.).

Der letzte Teil des Sammelbandes beginnt mit einer Untersuchung, in der Studenten der Universität Giessen unter Anleitung von Franz-Joseph Meissner, einem der Väter der IK, einigen ausge-

wählten Konstellationen von Brücken- und Zielsprachen auf unterschiedlichen Kompetenzniveaus nachgingen (S. 193 ff.). Die Ergebnisse – obwohl wiederholt an deren begrenzte Reichweite erinnert wird – stellen ein brauchbares Kompendium für Planer mehrsprachiger Module dar. Ganz neu ist hier der schon kurz erwähnte Schritt von der traditionell rezeptiven IKD zu mehrsprachigen produktiven Tätigkeiten wie dem «diagnostischen Schreiben»: Es führt zu einem Text, der je nach Sprachbeherrschung mal in der einen, mal in der anderen Sprache verfasst ist, verbunden mit einem Kommentar zu den eigenen sprachlichen Möglichkeiten und dem Entwurf für einen persönlichen Lernplan. Es zeigte sich, dass ein solches Vorgehen die mentale Verarbeitung sprachlicher Daten deutlich stützt und dadurch hilft, diesen Prozess sichtbar und letztlich pädagogisch nutzbar zu machen. Weitere Beobachtungen und Analysen sowie entsprechende Programme wären hier wünschenswert, um die Wirksamkeit der Methode in breiterem Rahmen zu testen.

Wie wichtig es ist, den Widersprüchen zwischen den Ergebnissen verschiedener empirischer Untersuchungen nachzugehen, erfährt man in Steffi Morkötters Analyse von Laut-Denk-Protokollen, die Schüler einer 7. Gymnasialklasse bei der Erschliessung eines italienischen Textes angefertigt haben (S. 237 ff.). Es ist zu vermuten, dass diese Schüler, die in einer sog. «Profilklassen Sprachen» in Englisch, Latein oder Französisch sowie in Spanisch unterrichtet wurden, eine grössere sprachliche Sensibilität besaßen als «normale» Lerner. Aber ob das für eine Erklärung von Morkötters Beobachtungen ausreicht, mag dahin gestellt sein: Einerseits kann sie nämlich darlegen, dass ihre Siebtklässler anders als bei

Bärs Experiment mit Acht- und Neunklässlern sehr wohl über die Einzelwortebene hinausgingen und verschiedene Strategien zum Textverständnis einsetzten. Andererseits hatten auch sie Mühe damit, einzelne Strategien situationsadäquat zu benutzen oder wirksam zu kombinieren. Dies sind natürlich Einzelbeobachtungen, die jedoch dem Wissen über interkomprehensiv Transferwege ein weiteres Mosaiksteinchen hinzufügen.

Marcus Bär kommt es schliesslich zu, Befunde aus der eingangs besprochenen Dissertation sowie aus früheren Arbeiten zu einer breiteren Aussage zusammenzufügen, die einer der zentralen positiven Begründungen der IK gilt: der Motivation zu weiterem sprachlichen Lernen (S. 281 ff.). Der Autor geht hier nicht nur der Motivationsförderung insgesamt nach, die sich bei einer dezidiert inhaltlichen Orientierung des Unterrichts einstellt. Er versucht vor allem die spezifischen Elemente herauszufiltern, die das Interesse der Lernenden wachhalten. Das sind vor allem der konsequente Einsatz authentischer (also nicht didaktisch aufbereiteter und dadurch meist reduzierter) Texte, die schon im Anfangsunterricht ein gewisses Niveau besitzen und leichter am Sachwissen und Interesse der Lerner anknüpfen, sowie das Prinzip der Rezeption vor der Produktion, das dank einer relativ steilen Progression positive Erfolgserlebnisse ermöglicht. Und nicht zuletzt schätzen die Schüler den eigenverantwortlichen Umgang mit den Texten in der Gruppe, wenn sie gemeinsam nach Lösungen und Lösungswegen suchen. Wie schon bei den Ergebnissen aus seinen verschiedenen Fallstudien erinnert Bär daran, dass die intentionalen Aussagen seiner Probanden direkt nach den Unterrichtsversuchen, die neue Zielsprache weiter lernen zu wollen, durch zusätzlicher Messungen in longitudinalen Studien überprüft werden müssen. Erst dann kann man einigermaßen sicher sein, dass der momentane Motivationsanstoss auch anhalten wird.

Hannelore Pistorius, Genf



Renata Coray & Barbara Strebel (2011).
Sprachwelten – Munds da linguas.
Lebensgeschichten aus Graubünden /
Biografias linguisticas rumantschas,
Baden: Hier+Jetzt

Die Rätoromanen sind wohl die vom wissenschaftlichen Interesse am meisten gehegte und gepflegte Sprach- und Kulturgemeinschaft der Schweiz. Zu den Linguisten, Soziologen, Statistikern, Literaturwissenschaftlern und Prognostikern gesellt sich jetzt auch noch die Sprachbiographie dazu. Diese hat gegenüber den andern zumindest zwei Vorteile: Zum einen wird der interessierten Leserschaft das Grundlagenmaterial gleich mitgeliefert, zum andern ist die Lektüre verständlich und mitunter sehr anregend, ja, die Lesenden werden geradezu eingeladen, sich selber an der Analyse zu beteiligen. Renata Coray und Barbara Strebel haben mit ihrem Buch „Munds da linguas – Sprachwelten“ die Attraktivität der noch jungen Wissenschaft unter Beweis gestellt. Nebst einer kurzen Einführung in die Welt der Rätoromanen und in die Arbeitsmethodik der Sprachbiographie kommen 10 der 30 Interviewpartner aus den Gemeinden Breil/Danis (Surselva) und Sent (Engiadina Bassa) ausführlich zu Wort. Den Schluss bildet die Anwendung der Interpretations- und Auswertungsmethode. Während die 5 Frauen verschiedenen Alters, die zu Wort kommen, einen bunten beruflichen Werdegang spiegeln, sind alle 5 Männer dem landwirtschaftlichen Bereich zuzuord-

nen. Dies könnte das gerne herangezogene und strapazierte Cliché der freien und einer vergangenen Welt angehörenden Romanen zusätzlich verstärken; vielleicht liegt es auch einfach daran, dass Bauern die Zeit, Musse und das Talent haben, spannend zu erzählen. Auch wenn die Analyse (Renata Coray) „nur“ Trends herausarbeiten kann – was m.E. durchaus eine ähnliche Allgemeingültigkeit beanspruchen kann als noch so verästelte Statistiken –, diese können als wichtige Grundlage beispielsweise für die Sprachplanung dienen. So etwa die Erkenntnis, dass für die meisten die erste Begegnung mit der deutschen Sprache schockartig verlief, dass die schulische Erfahrung des Deutschunterrichts, sagen wir's höflich, „harzig“ war. Zur Schule ein dezidiertes Urteil: „Wenn ich es schaffe, aus der Schule herauszukommen, dann bringen sie mich in keine andere mehr!“ Nach dem Besuch der Volksschule kam wurden die meisten ins „kalte Wasser“ einer von der deutschen Sprache geprägten Welt geworfen (Plantahof, Rekrutenschule, Chur, Zürich), wobei sich hier die Frauen besser zurecht fanden als die Männer. Sie erweisen sich gesamthaft als flexibler im Umgang mit der Sprachenvielfalt als ihre männlichen Kollegen. Einmalig etwa die Erfahrung des jungen Mädchens, das weiss, dass der Hund einzig romanisch versteht; wie dieser auf das „Sitz!“ eines Deutschen (Deutsch und Italienisch werden übrigens durchwegs für die Sprache und nicht für die Staatszugehörigkeit verwendet) folgsam sich niederlegt, schlussfolgert das Mädchen: „Der Hund hat eigentlich das romanische „sesa!“ verstanden“. Interessant ist es zu erfahren, dass hingegen die Begegnung aller mit dem Italienischen früh, „sün via“, erfolgte und als angenehm empfunden wurde. „Discurrind s'imprenda“, Sprachenlernen erfolgt „by doing“ und unter Aufbietung kreativer Einfälle („Siiloo“ und Silo, „arüsta“). Oder wie das kleine Mädchen, das einen langen Spitalaufenthalt vor sich hat, zur Überlebenshilfe den einen Satz von zuhause mitbekommt: „Das hani nit gärn“.

Dass sie „Sprachen lernen müssen“, wird nicht negativ empfunden, wobei jede und jeder seine eigenen Präferenzen entwickelt. „Sprache ist etwas, was man ein bisschen wollen muss“. Neben den spannenden Einzelschicksalen lassen sich auch Trends der soziolinguistischen Entwicklung ablesen. Es scheint, als ob mit zunehmender geographischer Distanz das Romanisch von einer „diskriminierenden“ (Ilanz) zu einer „sympathischen“ Sprache wechsle (Zürich). Bei den interromanischen Kontakten scheint eine anfängliche Skepsis dank Radio und Fernsehen in ein natürliches gegenseitiges Verständnis überzugehen; persönliche Erfahrungen tragen auch dazu bei: Die Familie aus der Surselva konnte noch lange über den Ausdruck der Engadiner Familie, die sie in den Ferien trafen, lachen: „ils affons ein lustigs“. In der Frage des gegenseitigen Verstehens und einer natürlichen romanischen Kommunikation untereinander ist der Unterschied zwischen den Älteren der Befragten und den Jüngeren am grössten. Zum Rumantsch Grischun gibt es widersprüchliche Erfahrungen und Meinungen. Das „Kauderwelsch“ betreffend: Während bei den Älteren der Gebrauch einzelner deutscher Wörter selbstverständlich war (Heft, tiers, rucsac, Heugebläse), verändert sich dies ab den 70er Jahren. Mit dem Bewusstsein der Gefährdung wächst auch der sorgfältigere Umgang mit den Lehnwörtern. Hier stehen die Puristen den Pragmatikern gegenüber. Erstere betonen die Hartnäckigkeit des Beharrens auf der romanischen Sprache, während die „Berufs- und Karrierebewussten“ die Einflechtung deutscher Begriffe als selbstverständlich und nicht schädlich betrachten. Aus der Fülle anekdotenhafter Reminiszenzen noch diese: Die Mutter, die aus dem Walserdorf auf die gegenüberliegende romanische Talseite geheiratet hat, lernt und redet in der Familie romanisch; ist sie in Eile oder aufgeregt, sagt sie dann aber auch, – was sagte sie? – „Heilandstutz nomol!“. Auf den Ein-

wand eines Kunden: „Ich kann noch zu wenig Romanisch“, antwortet der Sender Romane: „Mach ruhig Fehler. Besser du machst sie in Romanisch als ich in Deutsch“.

Das zweisprachig herausgegebene Werk bietet eine spannende Lektüre, konfrontiert die Lesenden mit der gelebten Wirklichkeit der Rumantschia und liefert wertvolle Erkenntnisse, die in der Sprachplanung und in der Sprachpolitik einer Kleinsprache umgesetzt werden können.

Romedi Arquint, Cinuos-chel



Marco Baschera & Mario Frasa (2011).
Lingue al limite, Quaderni grigionitaliani 1.
Coira: Pro Grigioni Italiano.

Già detto molte volte che i grigionesi quando si tratta di iniziative a tutela dell'italiano e dell'italianità lavorano decisamente bene. Sarà forse per quel loro statuto di italofoni in una realtà che è già plurilingue non solo al livello federale ma anche a casa loro, nelle quattro mura del piano cantonale. Certo è che mai abbastanza lodato sarà quindi il ruolo della benemerita «Pro Grigioni Italiano», che è retta con maestria ed entusiasmo dallo storico Sacha Zala e che trova nella rivista «Quaderni grigionitaliani», diretta da Jean-Jacques Marchand, iniziative e spunti di dibattito certamente autorevoli e frizzante.

L'ultimo numero si intitola *Lingue al limite* e accoglie gli atti di un convegno tenutosi nella Villa Gabald di Castasegna (valle Bregaglia, Grigioni italiano), organizzato da Marco Baschera del Seminario di letterature comparate dell'Università di Zurigo e Mario Frasa del

Centro di dialettologia e di etnografia del Cantone Ticino. Il termine limite si presta a interpretazioni di vario tipo: c'è quella, ovvia, del limite come confine (siamo vicino alla dogana verso la Valchiavenna); ma il limite potrebbe essere anche quello fisiologico o almeno anagrafico: quello delle lingue in crisi, come l'italiano, in Svizzera, in Europa, altrove. Il volume contiene quindi contributi di vario taglio e varia «provenienza scientifica»: da una poesia linguistica di Pietro De Marchi, a contributi sulla valle Bregaglia, a un testo della presidente dell'Accademia della Crusca Nicoletta Maraschio dedicato alla Piazza delle Lingue, ad articoli più tecnici e molto altro. Speriamo che non si offenda la squadra di «filosofi del linguaggio, linguisti, giuristi, critici letterari, artisti e scrittori» che ha animato il convegno e la raccolta degli atti se si privilegerà il contributo dal respiro apparentemente più ampio, almeno nelle intenzioni, e cioè un testo del romanista tedesco Jürgen Trabant che si chiama *La situazione attuale delle lingue in Europa*. Che è interessante tanto per quel titolo di fatto abbastanza ambizioso (le pagine sono meno di dieci e l'impresa non è certo delle più accessibili), quanto per qualche paragone altrettanto ardito: uno su tutti quello di inglese e latino come lingue egemoni, ognuna nel suo ambito storico-politico e con i rapporti di forza che conosciamo, ma comunque almeno paragonabili come oggetto di indagine scientifica. Si chiede Trabant, tra l'altro: l'inglese rappresenta davvero «la soluzione della "catastrofe" comunicativa dell'Europa con le sue molte lingue, che corrispondono ad altrettanti ostacoli alla comunicazione degli uomini?». La risposta è almeno originale, se non per certi aspetti addirittura provocatoria: allora, prima di tutto l'inglese non è più una lingua europea, se almeno si intende l'inglese in quanto lingua globale. Poi c'è il fatto che

l'inglese è in pratica la lingua madre di un paese di questa Europa e ciò colloca i suoi abitanti in una posizione anacronisticamente di vantaggio. E poi, ancora, il global english è, di fatto, un killer linguistico, perché «ostacola l'apprendimento di altre lingue straniere», «minaccia le lingue al loro interno», «indebolisce il campo d'uso delle vecchie lingue europee», perché si appropria di campi interi dell'attività di un paese (scienza, economia, diplomazia), che non sono di fatto più trattati senza il ricorso all'inglese.

Di fatto, sembra che non si possano paragonare le sorti dell'Europa linguistica attuale a quelle del Medioevo e quelle dell'egemonia dell'inglese a quelle dell'egemonia del latino, soprattutto perché il latino rappresentava lingua autenticamente europea e poi anche perché non era lingua materna di nessuno (nel Medioevo). Qui il problema, secondo Trabant, è ben altro; e riguarda le risorse particolari delle lingue d'Europa, perché «sembra che l'Europa stia dimenticando una delle più importanti lezioni filosofiche e culturali, cioè che le lingue non sono solo strumenti comunicativi indifferenti, ma visioni del mondo, pregiati tabernacoli di pensieri preziosi e di testi prestigiosi». Tutto questo (e molto altro) nel numero attuale dei «Quaderni grigionitaliani».

Stefano Vassere, Lugano

Questa testo è già stato pubblicato su Azione, settimanale della Cooperativa Migros Ticino, N. 19 del 9 maggio 2011.



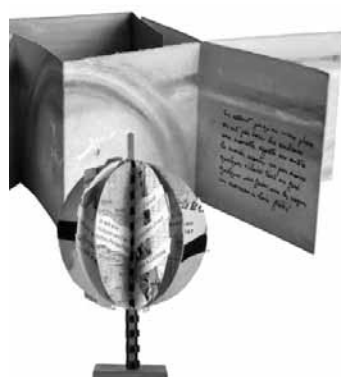
Kötter, Markus / Rymarczyk, Jutta (Hrsg.) (2011).
Fremdsprachenunterricht in der Grundschule. Forschungsergebnisse und Vorschläge zu seiner weiteren Entwicklung. Frankfurt am Main, Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Wien. 204 S., zahlr. Abb. und Tab. Forschungen zu Psycholinguistik und Fremdsprachendidaktik. Bd. 3
 Herausgegeben von Christiane Bongartz und Jutta Rymarczyk
 Print: ISBN 978-3-631-60144-0 geb.
www.peterlang.com

Knapp ein Dutzend Didaktiker des Englischen bzw. des Französischen stellen in diesem Band zentrale Befunde aus ihren aktuellen Forschungen zum Fremdsprachenlernen in der Grundschule vor. Die Beiträge befassen sich mit den Fertigkeiten des Sprechens, des Lesens und des Schreibens sowie mit Innovationen im Fremdsprachenunterricht auf der Primarstufe.

Inhalt: Bärbel Diehr: Sprachproduktion in der Erstsprache und in der Fremdsprache. Erkenntnisse über die diskursiven

Fähigkeiten von Englischlernenden in der Grundschule – Jana Roos: What's new? From controlled to free production – Sprachverwendung im frühen Fremdsprachenunterricht – Jutta Rymarczyk: «Lautes Lesen = mangelhaft/Leises Lesen = sehr gut?» – Diskrepanzen in den Leseleistungen von Erst- und Drittklässlern im Fremdsprachenunterricht Englisch – Stefanie Frisch: Explizites und implizites Lernen beim Einsatz der englischen Schrift in der Grundschule – Constanze Weth: Schreiben im frühen Fremdsprachenunterricht auf Französisch und auf Deutsch. Der Versuch einer gemeinsamen Betrachtung – Markus Kötter: Lern(er)biographien im Frühbeginn: Ausgewählte Fallbeispiele – Sylvie Méron-Minuth: Kommunikationsstrategietypen im Französischunterricht der Grundschule – Helga Haudeck/Götz Schwab: Merkmale bedeutungsvoller Interaktion im frühen Fremdsprachenunterricht – Almud Gembus: Unterrichten mit Geschichten: Ein Modell zur Unterrichtsplanung mit narrativen Formen und dessen Anwendung – Daniela Elsner/Jörg-U. Kessler: Bilinguales Lernen in offenen Unterrichtsarrangements – erste Ergebnisse aus der Schulbegleitforschung Hamburg Flachsland und deren Konsequenzen für die Unterrichtsentwicklung – Johanna Hochstetter: Englisch in der Grundschule – Überzeugungen von Lehrkräften zum Einsatz von Beobachtungsbögen.

Markus Kötter ist Lehrer für Englisch und Deutsch an einem Gymnasium. Jutta Rymarczyk ist Professorin für Englische Sprache und ihre Didaktik an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg.



Museo Villa dei Cedri
 Bellinzona | Svizzera

parole & figure
 16 aprile | 17 luglio 2011

L'esposizione può essere considerata un "libro con le pagine aperte sulle pareti".

Nella mostra risalta la mano dell'artista che dipinge, disegna, traccia, scrive, liberando un flusso inaspettato di figure, lettere e cifre.

Amplio spazio è dedicato all'opera del grande poeta e scrittore **Michel Butor**, i cui versi "abitano" armoniosamente negli spazi offerti da dipinti, collages, disegni e libri d'artista.

Ufficio stampa
 Laura Doronzo
 cell. + 39 335204948
laura.doronzo@gmail.com